

Sünder aus Liebe?

Zu Graham Greene „Das Herz aller Dinge“¹

Von WERNER BARZEL S. J.

Dies ist eines von den Büchern, die packen und ergreifen, obwohl sie Mühe machen. Schon der Stil hat das Zwiespältige, daß er zugleich fesselt und ermüdet. Durch die Häufung vieler ungemein gut beobachteter Einzelzüge mit tieferer Bedeutung verdichtet der Verfasser die Atmosphäre seines Buches so sehr, daß auf die Dauer das Atmen darin beschwerlich zu werden droht. Man muß das Buch mit den Augen und der Phantasie eines Filmregisseurs lesen. Erst wenn man die optischen und akustischen Anweisungen des Dichters in ausführlichere Vorstellung umgesetzt hat, kommt die Erzählung in das Medium, in dem sie fließt; und sie kann, je nach der Lebhaftigkeit der „filmischen“ Mitarbeit, zum mitreißenden Strom werden.

Der englische Titel sagte auf nüchterne Weise, was der deutsche ein wenig romantisch umschreibt, nämlich daß es sich hier um eine entscheidende Frage des Menschenlebens handelt. „The Heart of the Matter“, das ist: „Worauf es letzten Endes ankommt“. Graham Greene ist kühn genug, diese Frage im Angesicht von Himmel und Hölle zu stellen: Worauf kommt es im Leben des Christen letzten Endes an? Die Antwort mag überraschend für die einen sein, tröstend für die andern. Sie ist aufregend für alle.

Man kann den Kolonial-Polizeimajor Scobie sowohl für einen guten wie für einen schlechten Katholiken halten. Es könnten sich Parteien bilden, und beide könnten Gründe für ihre Ansicht vorbringen. Am Ende aber wird sich zeigen, daß beide unrecht haben.

Niemand kann zunächst Scobie den guten Willen absprechen, als Katholik seine Pflicht zu erfüllen und sogar mit dem Herzen bei dieser Pflichterfüllung dabei zu sein, soweit das die Ermattung eines mörderischen Klimas zuläßt. Aber dann gerät er in Konflikte, die ihn ratlos lassen, und er tut Dinge, die man von einem so braven Mann nicht erwarten sollte. Es fängt damit an, daß er in seiner Beamtenredlichkeit ungenau wird. Es verschlimmert sich zu Lüge und Ehebruch; er wird mitschuldig am Tode eines Unschuldigen, begeht Sakrilegien und endet schließlich mit Selbstmord.

Immer handelt Scobie so, weil er nicht anders kann oder wenigstens meint, nicht anders zu können. Er lügt, um seine Frau nicht zu betrüben; denn er bringt es nicht übers Herz, einem lebenden Wesen in seiner Nähe wehe zu tun. Er bricht die Ehe, weil er ein unglückliches Mädchen nicht der Einsamkeit überlassen kann. Er schweigt zu dem Mordvorhaben an seinem eigenen Diener, weil er den syrischen Geschäftspartner nicht

¹ Deutsch von Walter Puchwein. Hamburg 1949, Rowohlt-Verlag (Reihe der Ro-Ro-Ro) DM 1.—.

dadurch verletzen will, daß er ihn daran hindert, ihm den vermeintlichen Gefallen der Beseitigung eines unbequemen Mitwissers zu tun. Er geht unwürdig zur Kommunion, damit seine Frau im guten Glauben an seine Treue nicht erschüttert wird. Er nimmt schließlich Gift, weil er keinen anderen Weg sieht, Gott von seinen Freveltaten zu befreien.

Es ist nicht viel Logik in seinem Handeln. Mit ein wenig Vernunft hätte sich manche scheinbare Zwangslage ganz gut lösen lassen. Aber Scobie ist für Vernunft nicht zugänglich. Er hat auch keinen Sinn für „Situationsethik“. Für ihn ist alles, was er tut, Sünde und er tut es trotzdem. Für den Leser, der die Ergebnisse erfährt, ist obendrein alles sogar gänzlich nutzlos. Die Gattin hat den Betrug sofort durchschaut, das Bild, das er vor ihr bewahren wollte, bestand also gar nicht. Der anderen Frau hilft Scobies Liebe auch nicht; denn sie verfällt dennoch dem Schicksal, vor dem er sie bewahren wollte. Sogar der Selbstmord, den Scobie sorgfältig durch die Vortäuschung einer Angina Pectoris verschleiern wollte, wird unschwer aufgedeckt. Es war also alles vergebens; es bleibt dabei, daß die Sünde sich nicht lohnt.

Aber das ist es nicht, was Greene darstellen will. Wenn die Sünden auch sachlich zu nichts führen, so scheinen sie Scobie doch unausweichlich notwendig. Er fühlt sich für die Menschen, die ihm nahe stehen, ja selbst für Gott verantwortlich. Sein Mitleid ist immer stärker als der Gedanke an ein Gebot oder die Strafe, die auf seiner Übertretung steht. „Da wußte er, daß ihm wieder der Befehl erteilt werden würde — der Befehl zu bleiben, zu lieben, Verantwortung auf sich zu nehmen, zu lügen“ (47). Es hätte keines Psychiaters bedurft, um zu durchschauen, daß, was er für eine Forderung der reinsten Liebe hielt, auf ganz andere Motive, nämlich auf die einer subtilen Selbstvergötterung, zurückgeführt werden könnte. Das sieht er nicht, aber er fühlt, daß er immer Sünde tut, so unumgänglich sein Handeln auch scheint. Denn er opfert nicht nur seine eigene „Sicherheit“ der Sicherheit eines anderen, sondern er opfert die Liebe zu Gott der Liebe zu einem Geschöpf auf. „Gott kann warten. Wie kann man Gott auf Kosten eines seiner Geschöpfe lieben?“ (47) „Hergott, du brauchst mich nicht, so wie sie mich brauchen“ (59).

Zwar sucht er nach Entschuldigungsgründen: „Aber die Priester lehren auch, daß Gott manchmal seine eigenen Gesetze durchbrochen habe...“ (48). Oder er betet wenigstens: „O Gott, ich habe dich verlassen. Verlaß du mich nicht“ (46). Aber solche Gedankengänge können ihn nicht beruhigen. Er weiß, daß er der Verdammnis entgegengeht und er will es: „Er war jetzt ein für allemal entschlossen — koste es ihn die Ewigkeit, was es wolle — sich in den Augen seiner Frau reinzuwaschen und ihr die Versicherung zu geben, deren sie bedurfte“ (56).

Schon in dem Roman „Die Macht und die Herrlichkeit“ hat Greene hinter die Fassaden der Frömmigkeit geleuchtet und gezeigt, wie ohnmächtig die „Macht“ und wie armselig die „Herrlichkeit“ des Frommen

ist, wenn man sie genau ansieht. Dort war es der Priester, hier ist es der christliche Laie, dessen Religiosität in ihrer nackten Wirklichkeit bloßgestellt wird. Wenn Konventionen und fromme Gewohnheiten einmal weggenommen werden, dann bleibt nichts übrig als der elende Sünder. Da aber Konventionen und fromme Gewohnheiten keinem eine Stütze sein können, wenn er vor Gott hintritt, so hat der Mensch, der es nicht weiß und anerkennt, daß er nur ein elender Sünder ist, noch gar nicht angefangen, ein Christ zu sein. Christentum ist nicht Erfolg, Leistung, Glanz, auch nicht sittlicher Erfolg, nicht humane Leistung, nicht menschlich-verklärender Glanz, sondern zuerst und zuletzt Gnade, die dem Sünder zuteil wird. Das gegenüber den Verwässerungen eines rein ethischen, kulturellen, ästhetischen Christentums bekennd und herausfordernd auszusprechen, das ist die Tat dieses Buches. Daß es gerade mit solcher These so hinzureißen vermag, daß es fast zum Modebuch wird, beweist, daß die Geister für den Anruf aus dem Wesentlichen bereit sind.

Andererseits fühlt sich der Theologe zur Vorsicht gemahnt: Ist es vielleicht auch hier eine Übertreibung, ein Radikalismus, der sich, wie so oft, willigeres Gehör verschafft als die ganze, die ausgewogene, die so vielschichtige Wahrheit?

Der Roman schließt mit den Worten: „Er hat gewiß nur Gott geliebt, sonst niemand.“ Der Sünder wird also zu guter Letzt heiliggesprochen. Wie verdient er das? Zweifler bekommen von dem Priester im Roman die Antwort: „Bilden Sie sich nur ja nicht ein, daß Sie — oder ich — etwas von Gottes Barmherzigkeit wissen . . . Die Kirche kennt alle Gesetze. Aber sie weiß nicht, was im Herzen auch nur eines einzigen Menschen vorgeht“ (69). Das ist natürlich richtig. Aber wenn die Kirche es nicht weiß — weiß Mr. Greene es? Mußte er nicht dabei stehenbleiben, zu erklären, es sei eben ungewiß, ob nicht doch die Barmherzigkeit Gottes dem Sünder anders gegenübertrete, als er selbst und seine moralischen Beurteiler es erwartet hatten? Greene geht weiter und behauptet positiv, Scobie habe immer nur Gott geliebt. Ein Romanschriftsteller darf so etwas nicht nur nachträglich behaupten, er muß es auch vor Augen führen. Obwohl es nicht an Anhaltspunkten für die Richtigkeit dieses Schlusssatzes fehlt, so liegt hier doch eine Schwäche des Romans.

Man kann für Scobie anführen, daß er immer den Blick auf Gott gerichtet hielt, auch wenn er sich zu Dingen entschloß, die Gott nach seinem Gesetz mißbilligen mußte. Sonst wendet der Sünder sein Auge von Gott ab, aus Verachtung oder Trotz, aus Gleichgültigkeit oder Scham. Scobie tut, was er tut, im Angesicht Gottes. Er weiß, daß er Gott wehe tut, aber schaut ihn dabei mit einer Zutraulichkeit an, die ihm den Charme eines Kindes verleiht, das dem Vater in die Augen lächelt und sagt: Ich weiß, daß es dir unangenehm ist, was ich tue, aber ich tue es trotzdem — bist du mir böse? Und wir können uns vorstellen, daß Gott, wie — vielleicht

— ein irdischer Vater, wirklich nicht böse ist. Wir können es uns vorstellen, es uns wünschen, daß es so sei, aber wir wissen es nicht.

Es ist ein kühner Gedanke, die Sünde als eine Tat anzusehen, durch die der Sünder Gott auf eine eigene Weise ernst nimmt. Und wir können weiter denken (wieder: nur denken, nicht für gewiß behaupten), daß Gott auf diese unerhörte Art von Kindesliebe tatsächlich eingeht. Gerade bei der heutigen Pervertierung der Geister könnte man darauf verfallen, Gott zu bitten, er möge die Perversion einfach dadurch unschädlich machen, daß er sie sozusagen selbst mitmacht. Es wenden ja nicht nur die Sünder ihren Blick von Gott ab, sondern auch viele der sogenannten Gerechten. Sie tun das Gute, das sie tun, nicht Gottes wegen; sie bieten es nicht ihrem Vater im Himmel als einen Erweis der Huldigung und der Liebe an, sondern sie behalten es für sich. „Ich tue das Gute um seiner selbst willen“ — das klingt moralisch sehr erhaben, aber es müßte wohl richtiger oft heißen: „Ich tue es um meiner selbst willen“. Damit wird das Gute, ohne daß es aufhört gut zu sein, in seinem Sinn verdorben; es verliert seine tiefste Bedeutung, die da ist: Geschenk zu sein, Geschenk des Geschöpfes an den Schöpfer. Wenn es aber mit Absicht in dieser Welt zurückbehalten wird, wenn der Mensch selbst sein Gutes nicht mehr auf Gott beziehen will, was soll es dann noch? Was sollen im Grunde noch Edelmut und Untadeligkeit und Güte? Sie helfen, das Leben auf dieser Welt ein wenig erträglicher zu machen, aber vor Gott sind sie nichts wert — wenn sie nicht geradezu ein Greuel in seinen Augen sind. Da wäre es jedenfalls nicht verwunderlich, wenn Gott zur Beschämung der mit ihrem Guten so geizigen „Gerechten“ einmal einem Sünder wie Scobie seine Sünden zu Taten der Liebe anrechnete. Diese Taten bleiben zwar häßlich und verderblich in sich, aber da sie in ausdrücklicher Beziehung zu Gott vollbracht werden, könnten sie vor Gott einen Wert annehmen, der sie wohlgefälliger macht als die selbstsüchtigen Anstrengungen der Reinen, nur immer das eigene Ich zu erhöhen.

Dies jedoch ist nur Spekulation. Was davon in Wahrheit im Falle einer besonderen Berufung einmal zutrifft, darüber kann sich das Gewissen des Berufenen vielleicht klarwerden, aber einer erfundenen Romanfigur können wir nicht sagen, sie habe recht oder unrecht, sich solche Gedanken zu eigen zu machen. So müssen wir uns einer Sündenmystik gegenüber, bei der die Ablehnung Gottes unversehens in Liebe zu Gott umschlägt, eine nüchterne Kritik bewahren, so sehr auch die Gewagtheit des Gedankens uns in den Bann schlagen mag.

Der Theologe hat außerdem die Pflicht, auf gewisse kleine Irrtümer hinzuweisen, die dem Verfasser unterlaufen sind, und das, auch wenn es als Pedanterie empfunden wird.

„Als Katholik wußte er, woran er war: solange er sich im Zustand der Todsünde befand, war jedes Gebet wirkungslos“ (66). Das ist nicht die Lehre der Kirche.

„Aber wenn ich in dieser Sekunde sterben müßte, ich wüßte nicht, wie ich die Liebe bereuen sollte“ (53). Von niemanden wird verlangt, daß er eine wirkliche Liebe bereuen soll. Gerade das, was an einer Gesamthandlung nicht Liebe war, das war die Sünde.

In einem Gespräch über den Selbstmord sagt Scobie: „Unsere Lehre besagt, daß es die unverzeihliche Sünde ist“ (49). „Die“ unverzeihliche Sünde ist nach der Lehre der Schrift und der Kirche nur die Sünde „gegen den Heiligen Geist“. Andererseits darf man, um den Selbstmord in Ausnahmefällen als erlaubt hinzustellen, nicht auf den Tod des Herrn verweisen: „Christus hatte sich selbst getötet“ (48). Das ist absurd.

In der Absicht, das „Sünderchristentum“ gegen das selbstgerechte „Leistungschristentum“ abzuheben, gerät der Verfasser bisweilen in Übertreibungen, die, weil sie ungerecht sind, der Erkenntnis der Wahrheit in einer so ernsten und schwierigen Sache nicht dienen. „Ich liebe den Fehlschlag, den Erfolg kann ich nicht lieben. Wie sie sich in ihrem Erfolg sonnt, wenn sie so selbstgefällig dasitzt. Sie ist eine von den geretteten Seelen“ (65).

Die Worte gelten Louise, der Gattin Scobie's, die, so scheint uns, mit Unrecht zum Prototyp des „Leistungschristen“ erhoben wird. Sie ist für den unvoreingenommenen Leser weder so fromm noch so pharisäisch, wie der Dichter sie sehen will. Sie ist eigentlich nichts als unsympathisch. Der Dichter sollte auch gegen seine unsympathischen Figuren fair sein — und gegen das, was sie darstellen sollen.

Außerdem ist das Mißtrauen gegen den „Erfolg“ nicht ganz frei von Ressentiment. Wenn auch nach dem unerforschlichen Ratschluß Gottes unsere „dürftige Zeit“ an christlichen „Erfolgen“ sehr arm ist, so sollten wir doch nicht aus unserer Not allzu leicht eine Tugend machen wollen. Die Kirche läßt in jeder Messe den Priester nicht nur das Confiteor beten, sondern auch das Lavabo, und es ist noch nicht ausgemacht, welches von beiden das beschämendere Gebet sein kann. Selbst die Heilige des „kleinen Weges“ schreibt in ihren Briefen Sätze, die dem Magnificat viel ähnlicher sind als dem De profundis.

Graham Greene hat mit diesem Roman ein weiteres gewichtiges Wort zu der Frage gesprochen, worauf es letzten Endes allein ankommt. Er hat mit sicherem Gespür in die Mitte eines Problems getroffen, das heute wohl in vielen Seelen brennend geworden ist. Wenn wir auch nicht auf allen Stationen seiner Dialektik diesem Denken zustimmen können und wenn wir auch für seine künstlerischen Mittel nicht immer begeistert sind, so müssen wir doch dem Dichter gestehen, daß er einen Wurf ins Schwarze getan hat. Er hat es nicht verfehlt: the heart of the matter.